

Wirtschaften ganz anders. Radikale und feministische Ökonomiekritik an *Green Economy*

Elisabeth Stiefel

Bonn/Warburg, April 2012

Mit Sicherheit haben wir hier im Saal nicht alle dieselbe Meinung zur Green Economy. Doch die **Grüne** Wirtschaft ist nicht der einzige Begriff, zu dem es eine Vielzahl unterschiedlicher Meinungen geben könnte. Ehe ich meine eigenen Überlegungen zu Papier brachte, wollte ich erst einmal erkunden, was man heute unter **Wirtschaften** versteht. Meine Recherche hat meine in vielen Jahren aufgehäuften Skepsis bestärkt.

Bei Wikipedia wurde meine Anfrage ohne Umstände umgeleitet auf Wirtschaft und dort mit der Auskunft beschieden, Wirtschaft oder Ökonomie sei die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der planvollen Deckung des menschlichen Bedarfs dienen. Da mich diese schlichte Erklärung nicht zufrieden stellte, suchte ich in der Kategorie Begriffsklärung nach tiefer gehenden Informationen.

Als feministische Ökonomin wollte ich vor allem wissen, wie unsere industrielle Wirtschaftsweise mit immateriellen Gütern, menschlichen Ressourcen und Versorgungstätigkeiten umgeht. Unter ökologischen Vorzeichen kamen mir daneben Begriffe wie Biodiversität oder Klima in den Sinn, die sich nicht ohne weiteres einem konkreten Bedarf zuordnen lassen. Niemand wird jedoch bezweifeln, dass alle diese Bereiche für planvolles wirtschaftliches Handeln eine wichtige Rolle spielen.

Statt auf eine handhabbare Erklärung stieß ich auf die Vermutung, Wirtschaften begänne erst dann, wenn ein Gut einen Tauschwert besitzt. Nicht genug damit: ein anderer Nutzer von Wikipedia wollte vorsorglich sämtliche Einträge gelöscht wissen, die Wirtschaften außerhalb des Geldsystems ansiedeln. Ich machte mir klar, dass jeder ordentliche Ökonom meine Neugier sowieso als Mangel an Sachverstand gedeutet hätte. Er würde es für absurd halten, auch Güter und Dienstleistungen zu be-**wirtschaften**, die keinen Tauschwert haben.

Wirtschaften für Geld und Güter

Ein modernes Verständnis von Wirtschaften bezieht sich ausschließlich auf *tradables*, d.h. auf Güter, die gehandelt werden oder gehandelt werden können, sobald sich ein Käufer findet. Diese enge Sichtweise verfälscht die Realität menschlichen Lebens im Zusammenleben der Generationen, aber sie hat zweifellos auch Vorteile. Sie erlaubt es z.B., Schäden an Natur und Umwelt in Geld zu beziffern und sie den Verursachern als Kosten in Rechnung zu stellen. Man ist überzeugt, dass der Akt des In-Wert-Setzens vor allem für Güter, die sich nicht vermehren lassen, Schutz bietet gegenüber Übernutzung und Verschwendung.

Die Kehrseite der Medaille bleibt dann leicht gänzlich unbehelligt von ökonomischer Neugier. Wo alles käuflich ist, was sich verkaufen lässt, gibt es grundsätzlich nichts, was aus **wirtschaftlichen** Gründen dem Zugriff der Märkte entzogen bliebe. Jenseits der Marktgrenze erstreckt sich Niemandsland, auch wenn ein pfleglicher Umgang mit Gütern, die nicht

monetarisiert werden können, sowohl für den Planeten Erde als auch für die menschliche Spezies von existenzieller Bedeutung ist.

An dieser Stelle ist es verlockend, die Systemlogik einer Wissenschaft unter die Lupe zu nehmen, die ihre Entstehung dem Bestreben verdankt, die Erträge herstellender Arbeit quantitativ beständig zu mehren und qualitativ stetig zu verbessern. Es liegt keineswegs fern, die Ablösung des Wirtschaftens von den Grundlagen menschlichen Lebens der Umwidmung menschlicher Arbeit vom Scharnier des Lebenserhalts zum Instrument der Produktion von Sachgütern zuzuschreiben.

Die Geschichte der ökonomischen Theorie datiert die Grundsteinlegung für unsere Markt- und Wettbewerbswirtschaft auf das Erscheinen des berühmten Buchs von Adam Smith ‚Vom Reichtum der Nationen‘ im Jahr 1776. Smith wollte nachweisen, dass es möglich ist, durch rationalen Umgang mit Ressourcen materiellen Wohlstand zu schaffen, auch wenn ein Land nicht über Bodenschätze und Goldvorräte verfügt.

Am bekanntesten ist sein Beispiel der Stecknadelproduktion, mit dem er darlegt, wie mit den Mitteln technischer Innovation, Steigerung der Geschicklichkeit, Einsparung von Zeit die Produktivität von Arbeit fast unendlich gesteigert werden kann. Durch Austausch mit den Produkten anderer Hersteller kann auf diese Weise Tauschwert erschaffen werden, von dem alle profitieren, die nach denselben Regeln wirtschaften.

Ich halte es nicht für anmaßend zu sagen, dass zumindest der ökonomische Mainstream den engen Rahmen materieller Reichtumsproduktion niemals verlassen hat. Mit seinen Kategorien produktiv und unproduktiv hat Smith selbst eine Entwicklung vorweggenommen, die wirtschaftlichen Fortschritt bis heute an der Elle der Produktivität von Arbeit misst. Arbeitstätigkeiten, die nicht mithalten können im Prozess wachsender Effizienz, geraten schnell ins Hintertreffen. Sie erweisen sich als un- oder gar kontraproduktiv, sobald ihr Produkt nicht einen Preis erzielt, der wenigstens die Kosten deckt.

Säße ich hier, um die industrielle Wirtschaftsweise aus der Sicht der Landwirtschaft oder des Kleingewerbes oder der lokalen Infrastruktur zu betrachten, wäre der Graben weniger tief. Zu allen Zeiten haben es naturverhaftete Arbeitstätigkeiten schwer gehabt, sich gegen effizientere Produktionsmethoden zu behaupten. Wesentlich randständiger ist jedoch Arbeit, die gar kein greifbares Produkt hervorbringt, sondern lediglich dem (Wohl)befinden von Personen dient.

Die Sorge für Personen gerät ins Hintertreffen

Ich wage zu behaupten, dass die Politische Ökonomie bzw. die etablierte Wirtschaftswissenschaft bis heute keinen Begriff hervorgebracht hat, der die Bedeutung personenbezogener Dienstleistungen für ein ‚**Wohlergehen** der Nationen‘ verdeutlichen würde. Smith selber hat eher beiläufig angemerkt, der Lohn von Diensthelfern verzehre Ressourcen, die besser in den Kapitalstock zur Beschaffung technischer Hilfsmittel investiert würden.

Um eine solche Aussage zu würdigen, muss man sich die damals noch weitgehend agrarische Struktur europäischer Volkswirtschaften vergegenwärtigen. Die große Mehrheit der Bevölkerung wohnte und arbeitete auf dem Land, die Herstellung von Gebrauchs- und

Vermögensgütern war eingebettet in dörfliche Gemeinschaften. Unsere heutige Trennung von Arbeiten und Leben, von Produktion und Konsum war für bäuerliche Haushalte, in denen mehrere Generationen zusammenlebten, gänzlich unvorstellbar.

Die Aufgaben der Versorgung, Pflege und Betreuung der Haushaltsmitglieder oblag zwar auch damals den Frauen, doch Haus- und Landwirtschaft gingen ebenso ineinander über wie die Arbeit für den Eigenbedarf oder den Verkauf. Das Auseinanderdriften von produktiven und unproduktiven, von herstellenden und versorgenden Tätigkeiten war die unvermeidliche Begleiterscheinung der von Smith anvisierten Rationalisierung von Arbeit im Interesse der Reichtumsproduktion.

Sehr anschaulich schildern Wirtschaftshistoriker die damalige Entwicklung mit dem Satz: ‚Die Arbeit verließ das Haus‘. Als wäre dies selbstverständlich, verweisen sie damit ausschließlich auf die Rolle der Männer. Im Haus zurück blieb allemal die Arbeit der Frauen für die Mitglieder der Familie. Und zurück blieben auch diejenigen, die zu versorgen waren, Kinder und Alte im solidarischen Mit- und Nebeneinander der Generationen.

Geschlechterverhältnisse im Visier

Für mein Verständnis muss eine radikale, nach den Wurzeln fragende feministische Ökonomiekritik am Geschlechterverhältnis und der überkommenen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen ansetzen. Selbst die Bibel liefert uns Beispiele dafür, dass die Genealogie der menschlichen Spezies ohne Frauen auszukommen glaubte. Bei Volkszählungen im Altertum wurden, so las ich wiederum bei Wikipedia, lediglich erwachsene Männer als Einwohner registriert.

Ein spätes Abbild dieses Weltbilds findet sich in der modernen Wirtschafts- und Sozialstatistik. Ich bin ein Fan von Statistik, die Abbildung der Welt in Graphiken, Zahlenreihen und Kurven hat mich schon immer fasziniert. Deshalb wollte ich mir lange selbst nicht glauben, dass ein Begriff *pro Kopf* oder *pro Einwohner* keineswegs Personen im Blick hat, sondern die fiktive Teilhabe der Haushaltsmitglieder am Einkommen des Haushaltsvorstands beschreibt.

Mühsam machte ich mir klar, dass diese Sicht der Tradition entspringt, die Mitglieder eines Haushalts mit Haut und Haaren einem Mann als Haushaltsvorstand zuzurechnen (ER und die SEINEN). Unter dieser Voraussetzung ist es dann auch vollkommen logisch, dass viele Statistiken zur wirtschaftlichen Entwicklung nicht erkennen lassen, ob Individuen oder Haushalte gezählt werden.

Hinter einer zunächst schwer verständlichen Regelung verbirgt sich die Tatsache, dass mit dem Verdienst des Familienoberhaupts auch dessen Angehörige alimentiert werden müssen. Es bedarf keiner besonderen Phantasie, um aus dem Instrumentarium der Statistik das Selbstbild einer Wirtschaftsweise zu extrahieren, die seinerzeit nichts anderes im Sinn hatte, als mit der möglichst produktiven Produktion von Sachgütern in möglichst kurzer Zeit ein möglichst hohes Maß an Wohlstand für möglichst viele Familien zu erzielen.

Eine soziale Dimension, die über den Gütermarkt hinausreicht, war zwischen Produktion und Konsum damals nicht vorgesehen, und auch später dachte niemand daran, sie im Interesse

z.B. von Frauen und Kindern mitzudenken. Die VGR zur Ermittlung des BIP, die lediglich Einkommensströme bilanziert, war und ist blind gegenüber Wohlfahrtsgewinnen oder –verlusten der Vielen im Gefolge wirtschaftlichen Handelns der Wenigen. Kritiker unter den Ökonomen bezichtigen ihre Wissenschaft deshalb seit Jahren des Autismus und fordern neues Denken. Sie suchen nach Ansätzen, die die Kluft zwischen Arbeiten und Leben überbrücken können.

Feministische Ökonomie nimmt dafür jene Dimension in den Blick, die von der effizienzbesessenen Güterproduktion in der Obhut der Familien und Privathaushalte zurück gelassen wurde, als die ‚richtige‘, d.h. die Arbeit der Männer das Haus verließ. Schon immer haben sich die Frauen unter den Ökonomen gegen die Abspaltung und Ausgrenzung von Versorgungsarbeit gewehrt. Sie wiesen darauf hin, dass Leben und Lebensqualität nicht als Funktion materiellen Wohlstands betrachtet werden können.

Unter dem Begriff der *Care Economy* diskutiert in den letzten 20 Jahren eine wachsende Zahl feministischer Ökonominen in vielen Ländern über die Notwendigkeit, den Blick der Fachdisziplin zu schärfen für die Grenzen der Belastbarkeit der Haushalte und die Krise der Versorgungsarbeit. Es ist grotesk, dass ökonomische Theorien die Dienstleistungen im Haushaltsinnern schlicht als Management des Konsums von Kaufgütern betrachten. Bezeichnend ist daneben die Tatsache, dass Kinder als Konsumgüter rangieren, deren Unterhalt die Kaufkraft schmälert, die ihren Eltern für den Erwerb von materiellen Gütern zur Verfügung steht.

Die industrielle Wirtschaftsweise belohnt diejenigen, die ihre ganze Kraft in den Gelderwerb investieren. Was wir brauchen, ist ein Verständnis von Wirtschaften, das statt Effizienz und Wettbewerb Teilhabe und gegenseitige Unterstützung in den Mittelpunkt stellt. Vor allem brauchen wir eine Ökonomie, die das Wohlergehen der Generationen nicht dem generösen Wohlwollen des *homo oeconomicus* überlässt.

Perspektiven der *Green Economy*

Die Themen Rio + 20 und Green Economy prägen derzeit den Diskurs nicht nur über Umwelt und Nachhaltigkeit, sondern zunehmend auch die Überlegungen zu unserer zukünftigen Lebens- und Wirtschaftsweise. Leider ist ein Systemvergleich zwischen den Prinzipien der *Green Economy* und den Perspektiven einer *Care Economy* über erste Schritte bisher noch nicht hinaus gelangt (hier Verweis auf Mara Kuhl und Daniela Gottschlich).

Dem feministisch-ökonomisch geschulten Blick fällt als Erstes auf, dass der *Zero Draft* des Rio-Abschlussdokuments (<http://www.uncsd2012.org/rio20>) das androzentrische Konzept des Wirtschaftens an keiner Stelle in Frage stellt. Die umfangreichen und sehr detaillierten Positionen der internationalen Frauenorganisationen bleiben hinter dem kargen Bekenntnis zu *gender equality* vollkommen unsichtbar.

Wie selbstverständlich blenden in unserem Land auch die Kritiker und Kommentatoren des Rio-Prozesses die Tatsache aus, dass die Frauen mit allem Nachdruck die Transformation des ökonomischen Paradigmas fordern. Sie kritisieren nicht nur die Handlungsempfehlungen für die verschiedenen Bereiche, sondern halten das Wirtschaftssystem als Ganzes für unvereinbar mit ihren eigenen und den Interessen ihrer Familien.

Das Positionspapier der Frauen im Vorfeld von Rio + 20 wendet sich selbst gegen den Gebrauch des noch neuen Begriffs der Green Economy. Die Frauen befürchten, dass mit einem Green-washing der gegenwärtigen Wirtschaftsweise zu Unrecht der Eindruck erweckt wird, es gehe vorrangig um nachhaltiges Wirtschaften zugunsten künftiger Generationen. Neben handhabbaren Konzepten zur Armutsvermeidung fordern sie die Wahrung der Rechte gefährdeter Gruppen und Völker im ökonomischen Entwicklungsprozess.

Nichts deutet darauf hin, dass die Green Economy die Hoffnung einlösen wird, das Industriezeitalter werde aus sich selbst heraus ein Konzept entwickeln, das Wege öffnet für eine nachhaltige und menschenfreundliche Bewirtschaftung der begrenzten Ressourcen unseres Planeten.

Was bedeutet Fortschritt? – Wohin führt der Weg?

„*Beyond Economic Man*“ war der Titel des ersten Buchs, mit dem eine Gruppe feministischer Ökonominnen 1993 den Protest gegen ihre Fachdisziplin in die Öffentlichkeit trug. „*Beyond GDP*“ heißt das Motto einer Initiative, die 2007 von der OECD, dem Club of Rome und anderen Organisationen ins Leben gerufen wurde, um der Suche nach dem guten Leben jenseits von Wirtschaftsleistung und Wirtschaftswachstum eine Richtung zu geben.

Kurz darauf berief Präsident Sarkozy die sog. Stiglitz-Kommission, der neben 5 Nobelpreisträgern für Wirtschaft auch zwei renommierte Feministische Ökonominnen angehörten. Ihr 2009 erschienener Abschlussbericht empfiehlt, von der Fokussierung auf die Güterproduktion abzurücken und den personenbezogenen Dienstleistungen innerhalb und außerhalb des Markts ein besonderes Augenmerk zu widmen.

Was dies konkret bedeuten kann, hat die Kommission ebenso offen gelassen wie die Frage nach den Perspektiven für das Verhältnis der Geschlechter.